

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 2 (1912)
Heft: 6

Artikel: Heimkehr [Fortsetzung]
Autor: Jegerlehner, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · · ·

10. Februar

□ □ Abschied. □ □

Von Isabelle Kaiser.

Tief im Winterrahmen
Leuchtet mir dein Bild —
Als wir Abschied nahmen,
Siel der Schnee so mild.

Standen eng beisammen
In der Stollen Pracht —
Als wir Abschied nahmen,
Siel der Schnee so sacht.

Und die Wellen kamen
Wie ein schluchzend Heer —
Als wir Abschied nahmen,
Kam die Nacht so schwer.

Heimkehr.

Erzählung von J. Jegerlehner.

(3. Fortsetzung)

Es war ein schöner, warmer Augustnachmittag. Vogelgefang erschallte aus dem Walde, und ab und zu hüpfte vor seinen Füßen ein Frosch ins Wasser. Vom Tale her erklangen undeutlich halb verwehte Glockentöne. Er saß noch lange vor der Hütte, verfolgte mit seinen Blicken einen Bahnzug, der rasselnd dem großen Talfluß entlang rollte, bis er ihm entschwand; dann molk er die Ziege und ging früh zu Bette.

Drei Wochen versah er nun schon die Wasserhut. Als nach dem ersten Termin die Ablösung gekommen war, sagte er zu dem Manne, es wäre schade um die Zeit, die ein anderer hier totschlagen würde, worauf dieser sich höflich dankend schnell wieder verabschiedete. Mit der Viktorine war er nicht mehr so oft zusammengetroffen. Mehrmals hatte er sie am Walbrand aufgesucht, wo sie ihre Ruh weidete. Nach irgend einem Zeichen ihrer Zuneigung hatte er bis jetzt vergeblich gesucht, und er wollte der Ungewißheit, die um so drückender wurde, je näher der Tag der Abreise heranrückte, nicht durch eine rasche Frage ein Ende bereiten, weil er sich vor der Antwort fürchtete. Auch wollte er durch eine rasche Werbung nicht alles verderben.

Eines Abends erschien sie mit der Hutte beladen bei seinem Häuschen und brachte ihm Kartoffeln, dürres Fleisch und eine Batille Wein. Sie hätte Streu holen müssen für die Ziege, sagte sie, wie wenn sie sich für den Besuch entschuldigen müßte, und da hätte sie ihm etwas mitgebracht aus ihrem Speicher. Er werde es wohl gebrauchen können.

„Vergelt's Euch Gott,“ versetzte er in freudiger Erregung und nahm ihr den Tragkorb vom Rücken.

„Ich bin Euch großen Dank schuldig,“ wehrte sie; „wenn ich Euer Werk bezahlen müßte, ich wüßte nicht, wo ich das Geld hernehmen sollte.“

„Das glaube ich schon,“ entgegnete er, ihr zulachend, „darum ist es besser, Ihr laßt es bleiben. Aber setzt Euch, ich hole Euch den Stuhl heraus.“

„Rein, danke, ich gehe gleich wieder.“

„Ihr seid so ernst, Viktorine, quält Euch etwas?“

„Weiter nicht viel, nur daß mein Bub, der ältere — der ist gestern aus der Rekrutenschule zurückgekehrt, und jetzt ist er so für das Militär eingenommen, daß er sich bei den Päpftlichen in Rom anmelden will.“

„So laßt ihn nur ziehen,“ sagte Franz; „die Gardisten sind gut bezahlt, und später erhält er eine Pension.“

„Und dann,“ versetzte sie, die schmalen Lippen zusammenziehend, „und dann sind es heute sieben Jahre, daß mein Mann gestorben ist. Ich kann ihn halt nicht vergessen. Ich gehe jetzt hinunter und dann noch in die Kirche.“

Franz drehte sich auf die Seite und rupfte an den Blättern eines Strauchens. „So werde ich Euch noch ein Stück weit begleiten,“ sagte er verschüchtert und schritt voraus. Als der Wald sich öffnete und das Dörfchen in Sicht kam, trat sie an ihn heran und faßte seine Hand: „Gelt, Ihr zürnt mir nicht, Franz?“ Er hatte noch nie so viel warmen Glanz und Herzensgüte in ihren Augen gesehen. Tief aus der Seele schien es zu kommen.

Was in ihm vorging, hatte er mit Worten nie verraten; aber dieser Augenblick gab ihm die Gewißheit, sie kannte seine

Wünsche, und sie wollte ihm zuvorkommen und ihm den Schmerz einer nochmaligen Enttäuschung ersparen. Die Frage, die ihm schon manchmal auf den Lippen gestanden, schien ihm ein für allemal beantwortet. Zwischen ihm und dieser Frau stand die Erinnerung an ihren verstorbenen Gatten wie eine Mauer, die sie auf immer schied. Er grüßte kurz und trocken und schlurste müden Schrittes an dem Bächlein zurück; oft blieb er sinnend stehen und blickte in die trübe Gletschermilch, mit der grüne Blättlein, zappelnde Käfer und Heuschrecken vorübertrieben. Das Gemurmel in dem Wasser, klang es nicht wie ein altes, trauriges Liedchen? Vielleicht waren es die Stimmen, die sich zu gewissen Zeiten, wenn das Wetter umschlägt oder auch wenn ein Unglück bevorsteht, in den Gletscherbächen vernehmen lassen?

Des Nachts wachte er öfters auf. Er hörte wieder die seltsamen Klagelieder, oder war es die Totenprozession, die jetzt der roten Fluh entlang zog? Böse Gedanken quälten ihn; auch wenn er sich fest in die Decke wickelte, er konnte sie nicht mehr los werden. Es bangte ihm vor der Abreise wie vor einem drohenden Unheil. Was hatte ihm das Leben noch Schönes zu bieten? Wenn er an der Niwa zu Tode stürzte, kein Mensch konnte auf den Gedanken kommen, er habe sich das Leben genommen. Die Niwa war verrufen. Einer mehr, was tat's! Ein unvorsichtiger Schritt, ein Schwanken, ein Zittern in den Beinen, dann stürzte er Berge tief.

Der Hammer schlug seinen Takt — pla — plapa — pla — pla — er hörte ihn. Wenn er jetzt an der Leite hätte gehen müssen — dort, wo der Felsen scharf um die Ecke bog, der Hütte zunächst, wo die Laden verschoben waren und man sich ducken mußte — vor dieser Stelle hatte ihm stets ein bißchen gegraut. Er drehte sich gegen die Wand und schlummerte wieder ein. Dann fuhr er mit den Händen in die Höhe, schlug die Fingernägel in die Balken und wollte sich festklammern. „Ich will nicht — der Fels — der Fels — er erdrückt mich — ha!“ Er stieß einen Schrei aus und fuhr aus dem Schlafe empor. Ein Glück, daß er noch im Bette lag. Er zündete die Kerze an, denn er mußte Licht haben. Das Flämmlein flackerte und warf zuckende Lichtstreifen an die Wände. Die kleinen Scheiben waren matt, wie schwarzgestrichene Tafeln. Da — er horchte. Wahrhaftig, der Hammer kloppte nicht mehr. Er horchte wieder — keine Täuschung, das Rad stoppte. Er sprang auf und öffnete das Fenster. Es war eine dunkle Nacht. Schwere Regenwolken hingen herunter, und in den Lüften brauste der Föhn. Es ging länger als sonst, bis er sich angezogen hatte, er fürchtete sich vor der Wanderung.

Als er unter die Tür trat, fühlte er, wie das Herz ihm pochte. Das Rad stand still. In Gottes Namen, er hatte die Pflicht übernommen, er mußte gehen. Wenn er nicht mehr zurückkehrte, wenn man ihn als zerfahretete Leiche in der Tiefe aufhob, ihn vermiste keiner im Dorfe. Er ergriff das Werkzeug, das stets im gleichen Winkel bereit stand, zündete das Windlicht an und stolperte, kaum zwei Schritte weit, über eine Wurzel, an die er nicht mehr gedacht hatte. „In aller Heiligen Namen,“ murmelte er und setzte sich in Marsch. Ueber seinem Haupte rauschte es wie vom Flügelschlag dahinziehender Vögel. Da hörte er das Glöcklein der Ziege im Stall. Er dachte, wenn er ihr die Tür nicht öffne,

so müsse das arme Tier verhungern, denn so rasch werden die Dörfler es nicht merken, daß er nicht mehr in der Hütte sei; deshalb ging er die paar Schritte wieder zurück. Das Lichtlein an der Brust huschte über den Kanal, und nun hielt er plötzlich an. „Ja, zum Teufel, der ist ja zum Ueberlaufen voll!“ rief er aus und leuchtete hinein. Jetzt fiel der gelbe Schein auf das Wasserrad. In den Schaufeln hatte sich ein grobes Geäst verfangen. Ein schwerer Druck löste sich von seinem Herzen und er bückte sich und erfaßte den Strunk an einem Zweiglein. „Besser du als ich,“ brummte er, zog ihn aus dem Wasser und schleuderte ihn durch die Luft. Bald darauf hörte er, wie er tief unten aufschlug. Er stellte das Werkzeug in die Ecke, schimpfte über das schlechte Wetter und kroch wieder ins Bett. Kalte Schauer durchrieselten ihn. Er hatte an der Grenze zwischen Leben und Tod gestanden. Um die böse Ecke herum an der roten Fluh wäre er wohl nicht gekommen — auch wenn er es hätte extorzen wollen. Ein kleiner Zufall, die Ziege mit ihrem Glöcklein, hatte ihm das Leben gerettet. Wenn man es zu verlieren im Begriffe ist, scheint es doch nicht so aller Werte bar zu sein. Er drehte sich im Bette noch lange hin und her, den Kopf voll wirrer Gedanken, bis das Herz sich wieder beruhigte und er den Schlaf finden konnte.

Am Morgen weckte ihn der Regen, der an die Holzwände klatschte und mit schweren Tropfen an die Scheiben schlug. Während mehrerer Tage goß es in Strömen, und da erschien in der Frühe des dritten Tages der Präsident mit einem Sack über den Schultern und forderte ihn auf, wieder herunterzusteigen; es habe keinen Zweck mehr, die Leitung länger zu überwachen. Es rücke nun doch auf den Herbst, und da könne man einen Schaden auch von dem Dorf aus reparieren. Franz Escher war froh, der unheimlichen Stätte, die ihm zur Qual geworden war, zu entsagen, verließ mit dem Präsidenten das Wächterhaus und bezog, im Dörflchen angelangt, wieder seine Stube in der Wirtschaft.

Im Tale hatte die Weinlese begonnen. Die Viktorine brauchte nicht in die Reben hinabzusteigen, denn Franz besorgte mit ihren beiden Söhnen und dem Mädchen die Traubenlese und das Hinaussäumen des Weines. Obgleich der Ertrag in den zwei Nebstücken der Witwe sich als reichlich erwies, so waren sie doch in zwei Tagen fertig. Als die letzte Brente geleert war, setzte sich Franz zu der Viktorine auf die Bank hinter dem Haus. Er war wortkarg und machte ein verdrießliches Gesicht.

„Es wird kühl,“ sagte er, „bald kommt der Winter und dann die große Ruhe. Drüben — da habe ich dann wieder Sommer.“

„Und Freitag wollt Ihr verreisen?“ fragte sie, ohne von der Arbeit aufzusehen. Sie nähte an dem Kleid ihres Jüngsten, der morgen fortzog, um eine Pförtnerstelle in Monte Carlo anzutreten, die er schon letztes Jahr versehen hatte.

„Wenn ich nur hier mein Leben beschließen könnte,“ seufzte der Amerikaner. „In der Fremde leben, das geht noch, aber in fremder Erde liegen, das ist ein Elend!“

„Wie könnt Ihr an so etwas denken in Eurem Alter,“ versetzte sie, ihn scharf in die Augen fassend, „Ihr könnt noch manchen Jüngern überleben.“

Franz zuckte die Schultern, gab ihr die Hand und wünschte trocken und verstimmt gute Nacht.

Die Viktorine saß noch bis tief in die Nacht beim Lampenschein in der Stube, über ihre Arbeit gebeugt. Oft ließ sie die Hände ruhen und saß vor sich hin. Der Amerikaner beschäftigte sie. Das Wort, dessen es von ihrer Seite bedurfte, um ihn hier wieder festzunageln, sie konnte es nicht aussprechen. Sie fühlte Mitleid mit ihm, aber keine Liebe. Ihr Sinnes war immer noch rückwärts gerichtet auf die schönen Jahre einer glücklichen Ehe. Sie hatte ihren Mann lieb gehabt und sich im stillen gelobt, ihm treu zu bleiben bis über das Grab hinaus.

Freilich — ihr drohte zunehmende Vereinsamung. Wenn ihre Söhne sie verließen, so blieb sie mit der Regine allein zurück. Und dem Mädchen sahen die Burschen auch schon mit verlangenden Blicken nach. Wenn der Tag kam, an dem sie es hergeben mußte, dann war sie allein, der Einsamkeit preisgegeben. Aber sie war eine von den Frauen, die immer irgendwo noch ein Restchen Kraft finden, auch über das Letzte hinwegzukommen.

Am Donnerstag Abend nahm Franz von den Dörflern Abschied in der Wirtsstube. Sie waren zu Lust und Scherz aufgelegt, was immer der Fall ist, wenn die Neben sich für

die Mühe und Arbeit, die man für ihr Gedeihen verwendete, dankbar erwiesen, besonders in einem so nassen Sommer.

Als Franz der Wein zu Kopfe stieg, fing er an zu singen.

„Du, es tut uns allen leid,“ sagte der Präsident, „daß du fortgehst. Die Viktorine, ich habe immer geglaubt, das sei eine für dich. Das ist eine Frau so lauter wie Gold und immer noch jung!“

„Wenn sie mich zum Manne begehrt, so soll sie es sagen,“ entgegnete er, und seine Augen leuchteten halb im Zorn, halb in der jäh aufschießenden Hoffnung auf Erfüllung seines heißen Wunsches.

„Hast du sie schon gefragt? das liegt doch nicht an ihr.“

„So schnell geht das nicht,“ versetzte er.

„Du hast grad noch Zeit,“ bemerkte der Schuster Felix, „du Ges! Frag sie doch — meiner Seele, sie nimmt dich. Sie ist froh, einen so schaffigen Mann zu bekommen, und einen, der Geld hat —.“

So ging die Rede hin und her, sprang auf dies und das über, von Vinegg nach Santa Fé und wieder zurück, und gegen Mitternacht trennte man sich.

(Schluß folgt.)

Friedrich der Große und Bern.

Von Dr. H. Zeffiger.

Die Behauptung ist zwar unrichtig, daß der evangelische Stand Bern Ende 1712 den kleinen Prinzen und spätern größten König von Preußen aus der Taufe gehoben habe. Doch hatte kurz vor der Geburt des Sohnes der Vater, König Friedrich Wilhelm I., den Bernern wegen der immer gespannter werdenden Beziehungen zu den katholischen fünf Orten seine guten Dienste zu einer Vermittlung angeboten, und da hat der damalige preussische Gesandte der Hauptstadt wohl sofort nach Empfang von der Freudenbotschaft Mitteilung gemacht.

Diese erste Bekanntschaft zwischen Friedrich und Bern während drohender Kriegswirren sollte für die spätern Beziehungen wie eine Art Omen sein. Denn vom Dezember 1740 weg, als Preußen nach französischem Vorbild wegen des ersten schlesischen Krieges 1600 Mann bernische Truppen anwerben, „kapitulieren“ wollte, bis zu Friedrichs Tod (1786) war der aufgeklärte Alleinherrscher für das Heerwesen das Vorbild der aristokratischen Republik. Diese Wahrheit klingt uns heute selbstverständlich, weil ja jedes Schulbuch von Friedrichs kriegerischen Erfolgen und der Bewunderung von ganz Europa für ihn berichtet, umso mehr weil wir heute ja wiederum in einer Zeit leben, wo preussische Grundzüge, ja sogar preussisches Wesen Trümpe sind im militärischen Kartenspiel.

Historisch betrachtet muß man die Einsicht der damaligen

bernischen Machthaber bewundern, daß sie weitaus als erste in der Schweiz die neuen sieghaften „friederizianischen Ma-

rimen“ sich zu eigen zu machen suchten, sie den gänzlich verschiedenen bernischen Verhältnissen anpaßten. Allerdings war Bern dabei in einer außerordentlich günstigen Lage, da es in der Person des in preussischen Diensten stehenden Offiziers Robert Scipio Ventulus (1714—1786) einen Vermittler besaß, wie es ihn nicht besser wünschen konnte. Der Vater Caesar Josef war aus einer begüterten bernischen Arztfamilie entsprossen, hatte es aber bis zum österreichischen General und zum Reichsfreiherrn gebracht und insolgedessen seinen etwas kurzen Stammbaum von 1:00 nach Christo kühn bis zu der römischen Patrizierfamilie der Ventuli vor Christo verlängert. Der Sohn war zuerst ebenfalls im österreichischen Heer gestanden, in preussische Dienste getreten und gehörte bald zur engsten Umgebung des Königs; dementsprechend war auch seine Laufbahn: 1746 wurde er Major und Flügeladjutant, 1752 Oberstlieutenant, 1755 Oberst, 1757 auf dem Schlachtfeld von Leuthen Generalmajor, erhielt 1770 den preussischen schwarzen Adler-



Friedrich der Große.

1777 den russischen Andreasorden und erbat 1779 wegen Altersbeschwerden den Abschied. Nach bernischer Unsitte hatte er sich 1745 um einen Sitz unter den Zweihundert beworben und erhielt ihn während vollen vierzig Jahren, von denen er wie gesagt 34 im Ausland zubrachte; 1767 wurde er bernischer